

„Spitzkop.“

Eine Episode aus dem Burenkrieg. Einem Augenzeugen nachzugesagt von H. Nach. Montreal.

Den auf dem Gipfel des „Spitzkop“, da sammelten sie sich wieder, eine Schaar tapferer, entschlossener und tollkühner Männer: geführt von Dewet, waren es die britische Infanterie wie ein Wülfesturm losgeritten. Es gab einen harten und zweifelhaften Kampf, aber durch kamen sie schließlich, wie fast immer. Es war der einzige Ausweg gewesen, eine gänzliche Vernichtung zu vermeiden, und wie es sich für brave Männer geziemt, hatten sie es genaug und auch gewonnen. Von allen Seiten umringt, fanden sie mit ihrem gewohnten Schicksal die schwächste Stelle ihrer Heerde aus, eine freie Fläche mit zwei niedrigen, parallel laufenden „Ridges“ auf der Ostseite. Gerade zwischen diesen „Ridges“ erwarteten die Engländer ihre Gegner, und hatten deshalb ihre Artillerie so postiert, daß sie den Durchgang vollständig beherrschte; aber die Buren thaten ihnen den Gefallen nicht, sich hier niederzuschlagen zu lassen, sie ritten an der einen „Ridge“ entlang und, erst einmal über die freie Ebene gelangt, war die „vorteilhafte“ aufgestellte Batterie außer Stande, dem Feinde Schaden zuzufügen; so ungenau und unvorhergesehen waren die Buren aus ihrer Deckung hervorgebrochen, daß die in langen Linien auf der Ebene stehende Infanterie gerade verfürzt war, und in ihrer Bewirung Anstas ganz planlos feuerte; aber die Abteilungen erhielten schnell Hilfe, die Detachement „Magazinefeuer“ wurde gegeben, und nun erfolgte ein betäubendes Losschießen der Gewehre, zu welchem die jetzt ebenfalls mit Schrapnell feuende Batterie ihren Beitrag leistete. Die Buren kümmerten sich aber nicht viel um die ihnen nachfolgenden Geschosse, sie hatten vor sich noch die feindliche ihnen entgegenstehende Kette zu durchbrechen; in wilder Jagd, im Strigbügel stehend und ihre Mäuser fortwährend abfeuernd, ritten sie auf die Abwärts an — es kam zu einem Hand zu Hand Gefechte, in welchem Tommy Atkins sonst sich tapfer zu halten pflegt, aber in diesem Falle war an einen Erfolg nicht zu denken, wie Spreu vor dem Winde fliegen die Engländer auseinander, dabei furchtbare Verluste erleidend.

Eine Abtheilung britischer Infanterie sowie die erwähnte Batterie machten noch einen letzten Versuch, die sich rettenden Buren abzuscheiden, denn nicht jagten sie hinter ihnen her, die Fahrer, fast platt auf den Pferden liegend, strengten diese auf das Neueste an, während die Cavalas und die Bedienungsmannschaften wie toll hinter die Fliehenden schossen, natürlich ohne jeden Erfolg; da es ein britisches Armeepferd aber sein Verbot noch nicht fertig gebracht hat, einen jähren Basuto-Pony einzuholen, so mißglückte auch diese letzte Verfolgung, sie blieb sehr bald weit hinter den Buren zurück.

Und nun versammelten sich die total erschöpften Männer und Pferde auf dem Spitzkop, sie mußten Letzteren hier unbedingt Ruhe gönnen — sie wußten sehr wohl, daß ihr Zufluchtsort gefährlich lag. Sie hatten gesehen, wie der Helio-graph ihr Entkommen bereits nach allen Richtungen hin meldete und daß sie bald von Neuem eingeschlossen sein würden, aber die bittere Nothwendigkeit verlangte eine längere Rast.

Heltornet Jan Nitert sammelte die nach dem Spitzkop Verstreuten um sich und verlas die Musterrolle, schwere Thränen rannen ihm dabei in den grauen Bart, hatte er doch heute schon wieder zwei seiner Söhne auf dem Schlachtfelde verloren, seinem Vaterlande geopfert!

Als der Krieg ausbrach, da hatte Jan Nitert mit sieben Söhnen seine hübsche Farm am Ebenenfluße und sein treues Weib verlassen und sich den Kampfern angeschlossen; eigentlich sollte Did, das Nesthäkchen der Mutter, der Stolz des Vaters, mit Ersterer auf der Farm zurückbleiben, war er doch kaum 16 Jahre alt, aber Did bestand darauf, die Gefahren mit seinem Vater und seinen Brüdern zu theilen, er wollte nicht dahinter sitzen, und so zogen die acht Tapferen denn in den Krieg, vom Gebete und Segen der heldenmüthigen Mutter begleitet.

Und heute, acht Monate nach dem Abschiede, besah Jan nur noch einen einzigen Sohn, sechs waren gefallen, den schönsten Tod für ihr Vaterland gestorben. Das Herz brach dem armen Jan, wenn er an den Tag dachte, an welchem er wieder nach Hause ziehen konnte und dann seiner Frau die entscheidende Nachricht von dem Tode der sechs blühenden tapferen Söhne machen mußte, und oft wünschte er, daß eine englische Kugel ihm ein schnelles Ende bereite möge.

Die Lage der Buren war gefährlich, von allen Seiten zogen Colonnen Engländer heran, um die sich in kleinere Corps getheilten Buren abzufangen, und es bedurfte eben ganzer Geringfügigkeit, den Verfolgern ein Schnippchen zu schlagen und zu entkommen; so war es auch auf dem Spitzkop mit Jan Nitert's Abtheilung.

Ein harter Trupp Engländer, der nach Ladysbrand marschiren sollte, machte an dem Fluße, welcher den Spitzkop im Halbtreife umfließt, Halt, und das Unglück wollte, daß eine Pa-

trouille die Burenperiode erblickte; im Umfassen waren die berittenen Infanteristen berachrichtigt und umzingelten den sofort liegenden Berg, die Buren sahen mal wieder in der Falle, sie waren vom Regen in die Traufe gerathen. Sie waren sich ihrer unangünstigen Stellung wohl bewußt, aber mit ihrer unerbittlichen Entschlossenheit trafen sie sofort Maßregeln zur Vertheidigung, und die angreifenden und sich zu voreilig nähernden Soldaten wurden mit blutigen Köpfen heimgeschickt, sie zogen sich in sichere Entfernung zurück und überließen es ihrer Artillerie, das Buren-Lager zu bombardiren, ohne indessen viel Schaden anzurichten.

Somit wäre Alles vor der Hand wenigstens noch gut gewesen, aber die Buren bemerkten zu ihrem Schrecken, daß sich eine Abtheilung Australier gerade an der Stelle des Flußes auf geborgen gelagert hatte, wo der Zugang zum Wasserholen allein möglich war, denn die übrigen Theile desselben waren mit 60—70 Fuß hoch, weil emporgelagerten Felsen eingehaht, von wo aus das Wasser nicht erreicht werden konnte.

Als die Nacht anbrach, starb das Geschützfeuer aus, und die zahlreichen Lagerfeuer der Engländer zeigten den Buren auf dem Spitzkop die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage; hier oben ging es still her, man sprach nur im Flüster-tone, eine der letzten Granaten war eben trepirt und hatte drei Buren getödtet, vier verwundet, unter diesen auch Jung Did Nitert. Da lag er auf einer wackelnden Decke, nothdürftig verbunden, der alte Vater schluchzend neben ihm knieend, die Männer ernst, tieftaurig um das Schmerzenslager stehend.

„Wasser, Wasser!“ höhnte der Junge in einem fort, aber die helfloslichen waren leer, kein Tropfen mehr aufzutreiben; zwei Buren, unfähig, das Jammern des Verwundeten länger mit anzuhören, meldeten sich freiwillig, in der mondhellsten Nacht hinunter zu steigen und den Lakretum zu holen oder bei dem Versuche zu sterben. Sie erreichten den Fluß glücklich, die Beobachter oben athmeten erleichtert auf, denn offenbar hatten die englischen Wachen nichts gemerkt, aber dann plötzlich ein Aufblitzen, das Abfeuern einer Salve und topfüber hinunter stürzten zwei Körper in den Fluß, von dessen Kluthen sie davon getrieben wurden. Die Buren waren entsetzt, sie begriffen, daß hier Wasserholen den sicheren Tod bedeute; aber „Wasser! Wasser!“ jammerte Did von Neuem und da erhob sich der alte Jan, sein Gesicht zeigte den Ausdruck finsterner Entschlossenheit, als er zu einem Buren sagte: Suche mit mal ein paar gute starke Seile, Lukas. Die Seile wurden sorgfältig zusammen gebunden und von sechs der stärksten Männer begleitet schritt Jan zum Ufer, da, wo es rentrecht in den Fluß fiel. Langsam und geräuschlos ließ sich Did's Vater am Seile hinab, bis er das Wasser erreichte und die mitgebrachten Flaschen füllen konnte. Dann würde er ebenso still und langsam wieder hinaufgezogen, als plötzlich die Engländer, welche einen Ausbruch vermutheten, ein gewaltiges Feuer auf die schwache Gestalt eröffneten; „pit, pit, pit“, jauchten die Kugeln um Jan herum, aber keine traf ihn, alle schlugen sie in die Felsen und er hatte schon die Höhe erreicht, helfende Hände streckten sich aus, um ihn auf das Land zu ziehen, da „bang“, eine Granate trepirt gerade über ihm und verwundete ihn schwer.

Jan stolperte und stürzte nieder, aber schnell erhob er sich und erreichte seines Did's Lager — ein Taschentuch war über dessen Gesicht gedeckelt, und als der ahnungsvolle Vater es fortzog, da schreit er in seinem tiefsten Schmerze: „Lodi! lodi!“ Dann fällt er sterbend neben dem noch warmen Körper seines Lieblings zur Erde.

Bei Tagesanbruch flattert vom Spitzkop die weiße Fahne, ein englischer Offizier reitet hinauf und erleidet die Capitulations-Bedingungen. Schweigend zeigen ihm die Buren die Seite an Seite liegenden Körper von Vater und Sohn, und tieferschütterter vernimmt der Engländer aus dem Munde der Buren die traurige Geschichte der letzten Nacht und willigt ohne Weiteres in die einzige Bedingung ein, welche diese gestellt haben! Eine Stunde später sieht ein englischer Prediger den letzten Gottesdienst am Grabe von Vater und Sohn ab, eine Compagnie englischer Infanterie feuerte drei Salven und sechs Hornissen klingen den traurig-wüthmüthigen „Lodi lodi“; dann wurde die Gruft zugeschüttelt, noch einen letzten langen Blick der Liebe warfen die Buren auf den Blag, wo ihr Kommandant und sein Jüngster den ewigen Schlaf schliefen, dann folaten sie den Engländern willig in die Gefangenschaft.

In einem der vielen Frauenlager wartet eine tiefgebaute Gattin und Mutter der Heimkehr des Mannes und der Söhne; man hat ihr schonend die so furchtbar schweren Schicksalschläge mitgetheilt, aber sie will, sie kann an deren Wichtigkeit nicht glauben, sie betet inbrünstig zu Gott, daß er ihr ihre Geliebten wieder zurückbringe möge! Vergebens, der höchste Richter hatte es in seinem unerforschlichen Rathe anders beschloffen!

Da alles im Leben veränderlich ist, hat der Unglückliche bessere Chancen als der Glückliche.

Gutes Ferien.

Humoreske aus dem Leben von M. Kosfal.

Lange hatte man darüber debattirt, wo die Güste verbleiben sollte, derweil man sich in Wiesbaden und Umgebung vergnügte. Das Stubenmädchen wurde zur Bedienung und Beaufsichtigung der Kinder mitgenommen, aber die Güste, die Köchin, was sollte man mit der dort draußen in der Fremde? Dr. Hartmann stimmte dafür, sie zu ihren Eltern nach Ostpreußen zu schicken, seine Gattin jedoch wollte hieron nichts wissen — einestheils, weil sie die Reisetkosten scheute, andertheils, weil sie behauptete, daß ein längeres Zusammensein eines Diensthöfchens mit dessen Angehörigen meist eine Loderung der dienstberlichen Disziplin nach sich zöge. Warum man die Güste nicht einfach zu Hause lassen wollte? Dann könnte sie das Gärthchen in Ordnung halten, die Wäsche besorgen und die Wohnung von oben bis unten einer umfassenden Reinigung unterziehen. Im Uebrigen leuchtete das lehrangeführte Argument auch dem Hausherrn ein, denn solch eine Reinnmacherin —

Und so wurde denn beschlossen, daß Güste zu Hause blieb. Wertwürdig war's, daß sie sich ganz zufrieden damit zeigte. Man fürchtete, sie würde schmollen, — mit nichten. Sogar die Zahl der getrockneten Teller und Gläser, die stets einen sicheren Gradmesser für ihre übliche Laune bedeuteten, mehrte sich nicht. Im Gegentheil, wenn sie draußen in der Küche herumhantirte, klorierte es nur ganz ausnahmsweise. Der Frau Doktor wurde die Sache nahezu unheimlich, und unwillkürlich drängte sich ihr die Analogie mit ihren Kindern auf, die auch immer irgend etwas ganz Entschiedenes im Schilde führten, wenn sie besonders artig und still waren.

„Die Güste hat doch nicht einen Bräutigam?“ fragte sie das andere Mädchen, die Lise. „Das schon, gnä' Frau —“ entgegen diese in ihrem breiten östlichen Dialekt — sie stammte ebenso wie die Güste aus der Umgegend von Königsberg — „aber was ihr Schatz is, der wohnt Sie nicht hier. Er is Kellner im Thüringischen, wo er sich nachher auch 'ne Gastwirthschaft pachten will, wenn's mit das Gelparte ercht reicht.“

„Wie kommt die Güste denn nur zu diesem Verhältnis?“ erkundigte sich die Hausfrau, wesentlich beruhigt durch die Thatsache, daß dieser Kellner so weit von Berlin entfernt sein Domizil hatte. Das Mädchen sicherte: „Ja sehen die gnä' Frau — das Verhältnis stammt Sie aus die Militärzeit von dem Menschen. Er diente bei die Garde-Mannan und da die Kadern von denen doch hier dichtbei von die Pausstraße is, so macht sich das so von selbst. Aber das sind schon an die acht Wochen, daß er fort is.“

Gott sei Dank — dachte die Doktorin, denn andernfalls — in Anbetracht der Nähe der Kadere — wäre die Sache doch recht bedenklich gewesen. Ein Bräutigam im Thüringischen dagegen war sogar noch besser, als gar keiner.

So reiste man denn ab. Im letzten Augenblick, als die Drohkage bereits vor der Thür stand, kam die Güste noch mit einem seltsamen Anliegen. „Mächten gnä' Frau mir nich den Schlüssel zu das Klavier geben?“ bat sie. „Ja, was willst Du denn mit dem?“ forschte die Doktorin erkaunt. „Ach, es is Sie man bloß, damit ich ordentlich die Tasten abwischen kann, wo sich immer Staub mang aniekt. Und überhaupt — wenn so'n Klavier nich alle Tag' aufgemacht wird, kommt der Stock rein. Bei Kontrolleers, was meine vor'ige Herrschaft is, war das auch so.“

Frau Doktor Hartmann schüttelte wohl bestremdet den Kopf über diese an Güste ihr ganz ungewohnte Vorforsichtigkeit, aber sie erfüllte dennoch ihren Wunsch. Am Ende war es auch wirklich besser so.

Ah, hätte sie sehen und hören können, welche Unbill ihrem armen Pianos während ihrer Abwesenheit zugefügt wurde! Raum war die Familie fort, so machte die Güste sich alsbald daran zu schaffen. Der Schlüssel wurde trügig geklappt und dann der Ton des Instruments geprüft. „Dah das isch gar kein' rechte Musik giebt, wenn eins nich mit umzugeben weih!“ dachte sie. „Aber wart! ich will Dich schon kriegen. Allzu schwer tann's ja doch nich sein, denn sonst würd' die kleine Marzell von Doktors, die Melly, was doch erst neune is, nich so 'ne schönen Tänz d'rauf spielen — Aegir'n als Walzer und Am grünen Strand der Spee!“

Leise sumnte sie mit ihrer mehr trübsinnigen als wohlklingenden Stimme die Melodie, dann zog sie aus ihrer Tasche eine alte Nummer des Lokal-Anzeigers und fing an darin zu jucken. Auf einem Interat, in dem Jemand bekannt machte, daß er für fünfzig Pfennige die Stunde Klavierunterricht erteilte, blieb ihr Auge haften. „N' bishen sehr weit is es von die Pausstraße bis in die Kaiserstraße“, reflektirte sie, „aber fünf Ridel is auch nich viel, und wenn der Mann tüchtig in seinem Fach, so können wir das wohl mal riskiren.“

bläßgelbes Wollkleid von streng modischem Zuschnitt und einem mit vielen Rosen garnirten Hut heraus, mit welchen Herrlichkeiten sie sich alsdann in dem Schlafzimer ihrer Herrschaft schmückte. Man hatte dort Alles, was zum Toilettemachen gehörte, so hübsch beisammen — den hohen Stehspiegel, Puderbüchse, Eau de Cologne, Kämmen, Bürsten u. s. w. Güste, die kommunistischen Ideen hegte, nahm denn auch keineswegs Anstand, von diesen Dingen Gebrauch zu machen. Als sie fertig war und zum Schlaf noch die hellen Glaces auf die biden abgebeizelten Hände gezwängt hatte, musterte sie sich befriedigt in der Püschel. Ja, sie sah doch in der That schneidig und fein aus, wie eine wirkliche vornehme Dame.

Der geheimnißvolle Ausgang nahm viele Stunden in Anspruch. Als sie davon zurückkehrte, fühlte sie sich angegriffener, als wenn sie ganz allein ein Diner für zwanzig Personen hergerichtet hätte. Trozdem sagte sie sich, noch in vollem Pöb, ans Pianos und fing an — die Tonleiter zu üben, ja, wirklich und wahrhaftig die Tonleiter. Wohl dreißig Mal spielte sie sie herunter, erst ganz langsam und stotternd, dann immer schneller. „Es geht schon“, lobte sie sich im Stillen. Für heute also konnte sie es genug sein lassen des grausamen Spiels. Man durfte auch nichts überreiben.

Von da ab begann eine Zeit harter Prüfung für die übrigen Bewohner des Hauses. Da sie wußten, daß Doktor vereist waren, konnten sie es nicht begehen vor diesen ohrenzerreißenden Lärm vollführte; als die schredliche Wahrheit ihnen dann aber klar wurde, entluden sich furchtbare Rachepläne auf Güste's schultiges Haupt. Man forcierte sie auf, ihre Concerte einzustellen, und als das nichts fruchtete, drohte man ihr sogar an Hartmann's zu schreiben. Umsonst — alles umsonst — die Güste spielte täglich ihr Pensum herunter und lachte die Leute aus.

Nachdem diese unrauhdlichen Zustände drei Wochen etwa gedauert hatten, ließ die angehende Klaviervirtuosin eines Abends ein Schreiben vom Stapel laufen, dessen letzter Theil wörtlich und buchstäblich folgendermaßen lautete: — und hiermit die geliebter Friedrich thue ich Dir zu wissen, daß ich verprobenemalen fleißig auf den Fingel lebe damit ich demalen wenn wir der Pachtung haben den Gassen zum ländlichen Tanzvergnügen aufspielen kann um das viele Geld hier die Musikanten zu sparen. Mägä! Du hieraus ermeien, wie sehr ich Dich liebe und hier Dein Fortkommen besorgt bin. Denn das Klavierleben is kein Amiesemang und kosten die Stunden süßig ferige einer jeden. Doch hoffe ich rasch in die Sache perfekt zu werden derweilen mein Lehrer was ein sehr plänter Mann is der frieber Kinder lehrte aber jetzt von die Musik lebt auch einen Gesangverein dirigirt mir gesagt hat, daß ich viel Talenti davor besitze und gut begreife. Mehrtheils spiele ich noch Tonleitern bin aber schon bis zu die schwarzen Tasten vorgebrungen, was einen Fortschritt bedeutet und habe einen Ländler angefangen was eigentlich kein neimodischer Tanz is aber das erste Bild in die Klavierkule von Doktors Melly welcher ich bezeuge. Und nun melst die geliebter Friedrich rufe ich dir hiermit ein Lebewohl zu u. s. w.“

Die Antwort auf diese stilistische Meisterwerk ließ nicht lange auf sich warten, aber leider mußte sie der Empfangerin wenig Freude bereiten, denn ihre Augen strömten bei der Letztüre über, und ihr Klavierpiel verstumte.

Die Hausgenossen trauten dem Frieden anfänglich nicht, als aber ein Tag nach dem andern verfloß, ohne daß die wohlbetannten schredlichen Töne sich vernehmen ließen, da athmeten sie erleichtert auf. Ein schwachnerviger Herr, der besonders unter den musikalischen Studien unserer strebsamen Küchenfee gelitten, sagte ihr sogar ein paar anerkennende Worte wegen der angenehmen Ruhe, die jetzt im Hause herrschte.

„Ach, Herr Justizrath!“ meinte die Güste, „wozu soll ich mich noch mit das alte Klavier spielen radern, wo doch mein Friedrich, für den ich's bloß thut, in 'ne Wirthschaft bei Kahlä einheirath'!“

„So — Ihr Bräutigam ist Ihnen untreu geworden?“ fragte jener theilnehmend.

Güste nickte eifrig. „So is es, aber wenn Herr Justizrath meinen, daß ich den Menschen nachtrah“, dann irren sich der Herr Justizrath. Es ist mir man bloß um das viele Geld für die Stunden, aber im übrigen is der Herr Schorch, was mein Klavierlehrer war, auch 'n ganz herreiter und plänter Mann und —“ sie brach ab, es ihrem Jubel überlassen, den Rest des Satzes aus seiner Phantasie zu ergänzen. Er that es, dabei von der Erwägung ausgehend, daß ein sparsames und praktisches Mädchen, wie die Güste, ihr Kapital unter keinen Umständen verloren gab, wenn irgend eine Möglichkeit bestand, es zu retten.

Die Thatsachen machten seiner Kombination Ehre, denn als die Hartmann'sche Familie von der Reife zurückkehrte, war so ziemlich das erste, was die Frau Doktor aus Güste's Munde vernahm, die Mittheilung von ihrer in Kurzem bevorstehenden Vermählung mit Herrn „Kapellmeister“ Schorch.

So hatte die Güste ihre Ferien doch auf nützbirgende Art verwendet.

Ferdinand Freiligrath über Druckfehler.

Es hat etwas Tröstliches, sich zu vergegenwärtigen, daß die Leiden, die der Dämon der Druckfehler den Autoren bereitet, nicht erst unserer Zeit der harnigen Publikationen entstammen. Im März 1870 schrieb Freiligrath, wie den von Buchner veröffentlichten Briefen zu entnehmen ist, an einen Stuttgarter Freund folgende launige Zeilen über das Gedicht, das er kurz vorher auf Veranlassung Hanns Lemald's zum Besten des Berliner Ufals für Obdachlose verfaßt hatte. „Ich habe 300 Exemplare eigenhändig unterschrieben, und dieselben werden jetzt als Autographen im Ufals-Bazaar verkauft. Das Gedicht, scheint es, läuft durch alle Zeitungen. Ich habe es heute schon in sieben verschiedenen Blättern vor mir liegen, und zwar in jedem mit neuen Druckfehlern. Der beste ist davon ist in der vierten Strophe, wo es in der „M. R.“ und in der „A. R.“ prophetisch heißt: „Und nächstens (statt nächstens) ruhig brennt und blüht das Firmament.“ Das sind so die kleinen Leiden (und Freuden) des Schriftstellerlebens, und man kann Gott danken, wenn es nicht schlimmer kommt. Was ist einmal meinem guten Freunde und Nachbar Edmund Höfer begegnet? Der schrieb in einer seiner Novellen: „In der Gede des Kirchhofs hatte ein uralter Holunder seine zahllosen Schößlinge getrieben.“ — wie aber war diese Stelle gedruckt in der Stuttgarter „Frauenzeitung“ zu lesen? — „In der Gede des Kirchhofs hatte ein uralter Holländer seine zahllosen Schößlinge getrieben.“ Und in einem Buche von Gerhards heißt es buchstäblich: „Ein talter Schneider (statt Schauder) ließ ihm den Rücken hinab.“ Ich selbst las einmal in meinen Gedichten: „Um das Feuer auf der Erde — vor den Haufen (statt Hüfen) seiner Pferde.“ Ebenso ein andermal „Auf dem Deckel der Gabelle.“ Das Lachen thut einem wirklich manchmal noch bei allem Traurigen, was so oft an einem herantritt. Wir wollen es ja nicht verlernen!“

Ein anderer Druckfehler, der dem Dichter zu schaffen machte, befindet sich in „Miß Thaderas Old Kensington, 1873“, wo das Motto zu Kapitel 8 lautet: Die Stunde kommt, die Stunde kommt, Wo Du am Graben stehst und klagst.“

Aus dem Leben eines Lokomotivführers.

erzählt die „Berliner Volkszeitung“ im Anschluß an Erörterungen über die Verantwortlichkeit der Eisenbahnbeamten, die sich in den Projekt-Berhandlungen über das Altenbeter Eisenbahnunfall knüpfen, folgendes: „Als die Anhalter Bahn noch Privatbahn war, fuhr ein alterfahrener Lokomotivführer mit einem Zuge, in dem König Wilhelm saß, von Berlin in der Richtung nach Köderau. Auf einer Zwischenstation machte er Halt, weil das Signal nicht auf „freie Fahrt“ stand. Ein von Köderau gemeldeter Zug war noch nicht durchgekommen. Nun mußte der Zug eine halbe Stunde festliegen. Der Stations-Chef wurde schließlich nerods und befahl dem Lokomotivführer, weiterzufahren; offenbar sei der ausgebliebene Zug schon auf einer anderen Zwischenstation angehalten worden. Der Lokomotivführer aber weigerte sich bestimmt, so zu thun, ehe er wisse, wo der entgangene Zug geblieben sei. Darüber kam es zu einem heftigen Konflikt zwischen den beiden Beamten. Der Stations-Chef fürchtete einen gründlichen Ärger zu bekommen, wenn er den Zug noch länger festhielte; der Lokomotivführer war aber angefaßt der ganzen Lage bereit, die Verantwortung dafür auf sich zu nehmen. Ein Hofbeamter stellte sich auf die Seite des Stations-Chefs und sprach in beleidigenden Worten seine Mißfallen über die „Insubordination“ des „Untergebenen“ aus. Schließlich gerieth der Lokomotivführer in Wuth und erklärte, er würde direkt zu dem König gehen und ihn fragen, was geschehen soll. Während noch die Hofbedienten über diese Absicht ihr Entsetzen kundgaben, kam der gemeldete Gegenzug mit rasender Geschwindigkeit durch die Station durchgejaht. Der Lokomotivführer, der die Geschichte öfter erzählt hat, wiederholte stets, er werde nie vergessen, wie der Stations-Chef, treibend und zitternd vor Schreck, auf dem Perron stand, kaum im Stande sich auf den Füßen aufrecht zu erhalten. Denn darüber konnte kein Zweifel sein, daß der Hofzug und alle seine Insassen einschließlich des Königs Wilhelm, zu Atomen zerrieben worden wären, hätte der denzende Führer dem Befehle des Stations-Chefs und dem Drängen des Hofstaates Folge geleistet. Es hat viel leicht einiges Interesse, zu wissen, so schließt der Gewährsmann des Berliner Blattes, „daß der alte Führer, der sich vor dem Broitoll nicht fürchtete und dadurch den späteren Deutschen Kaiser vor einem furchtbaren Tode bewahrte, Jakob Bernheim war, der Vater des jetzt in Breslau in den Reichstagen gewählten Sozialisten Eduard Bernheim.“

Die Gesehichten.

Eine nette Anekdote, die dem französischen Botschafter in Petersburg, Marquis de Montebello, passierte, erzählt eine Londoner Wochenschrift. Marquis Montebello sprach mit dem Großfürsten Wladimir eines Tages über Diebstahlgeschichten und sagte, ein-

ge Anekdoten erzählend, die Pariser Diebe müßten doch die geschicktesten der ganzen Welt sein. Der Großfürst war der Ansicht, daß die Petersburger Lanafinger keine ausländischen Nachahmungen, und bot dem Botschafter an, mit ihm zu wetten, daß gelegentlich eines Diners, das am nächsten Tage bei dem Großfürsten stattfinden sollte, dem Marquis irgend etwas gestohlen werden solle, was er bei sich habe. Die Wette wurde angenommen, und der Großfürst „bestellte“ sich bei der Polizei den besten Dieb, den man gerade in Gegenwart habe, für den nächsten Tag. Der Lanafinger wurde in eine Livree gekleidet, bekam eine genaue Instruktion und außerdem wurde ihm versprochen, daß er sofort in Freiheit gesetzt werden solle, wenn er seine Sache gut mache. Dem Botschafter war freigestellt worden, irgend einen Gegenstand zu nennen, den er bei sich habe, um so die Aufgabe des Diebes noch zu erschweren, und er bezeichnete seine Uhr als den zu stehlenden Gegenstand. Dem Dieb war gesagt worden, daß er dem Großfürsten ein Zeichen geben solle, wenn er sein Werk vollbracht habe. Bevor das Diner noch abgetragen war, fragte der Großfürst den Botschafter, der sich gerade anelegerlich mit seiner Nachbarin unterhielt, wie spät es sei. Seine Excellenz griff in die Tasche und brachte unter allgemeinem Gelächter — eine Kiste zum Vorschein; er griff in die anderen Taschen, aber nur zu entdecken, daß eine goldene Nofe ebenfalls fehlte, selbst kein Ring war verschunden. Der Dieb wurde herbeigerufen, und Großfürst Wladimir befaß ihm, die gestohlenen Werthfachen seinem Opfer wieder zu geben. Groß war aber seine Verwunderung, als der Dieb nicht nur eine Uhr, sondern zwei Uhren, zwei Ringe und verschiedene andere Sachen produzierte. Der geschickte Lanafinger hatte dem Großfürsten ebenfalls alle Werthfachen abgenommen, die er bei sich hatte. Der Dieb wurde mit dem guten Rath entlassen, seine Talente künftighin besser zu verwenden.

Umgekehrt. Ich halte einzelne Pointen in diesem Lustspiel für ausgefuchst gut! „Und ich halte sie für gut ausgefuchst!“

Unschreibung. Studiosus: „Ich weiß nicht, vom Ersten bis zum Letzten des Monats bin ich immer „in momentaner Geldverlegenheit!“

Kein Wunder. Die Kleinen drückt der Großen Macht, Die Großen quält der Kleinen Reid — Kein Wunder, daß dabei ganz leicht Die Mittelmäßigkeit gebeißt!

Recht schmeichelt. „Wer war denn der Mann, der mich soeben grüßte?“ „O, mein, wissen S, dem sei' Gruß hat mir a'beuut'n — der grüßt an jeden Aff'n.“

Kindliche Auffassung. Klein-Vieschen (als es zum ersten Mal in einem Nordseebad den niedrigen Stand der Ebbe sieht): „Ach sieh mal, Mamachen, die Nordsee läuft aus!“

Zu der ersten Freude. Onkel (seine Geburtstagsgeschenke bewundernd): „Mein, sieh mal — das ist aber praktisch! ... Wozu gehört's denn?“

Ein hoffnungsvoller Jüngling. Junger Beamter (am ersten Tage im Staatsdienste an seinen Vorgesetzten tretend): „Na also, jetzt geschwind die dierzig Jahre herunterdienen und dann in Pension gehen!“

Ein harmonisches Paar. Studiosus A.: „Du hast Dich mit einer Komilitonin verlobt — paßt Ihr denn auch zusammen?“ Studiosus B.: „Natürlich — wir sind ja Beide im Examen durchgefallen!“

Modern. A.: „Wie lebt denn eigentlich das junge schriftstellerne Ehepaar?“ B.: „O, sehr gut! Einen Tag locht sie und er schriftsteller und den andern Tag locht er und sie schriftsteller!“

Empfindlich. Angehender Schwiegersohn: „Berobte Frau, ich werd's mir doch noch überlegen, ob ich um Ihre Tochter anhalte! Gestern Abend wollte ich ihr bei Waochen einen Kuß geben, da hat sie mir gleich eine „runtergehaut!“

Mutter: „Aber, lieber Herr, das dürfen Sie doch nicht gleich läbel nehmen! Das junge Ding ist halt noch ein bisschen schüchtern!“

Er weiß sich zu helfen. Leutnant: „Johann, ich bin für Niemand zu sprechen; sollte nach mir gefragt werden, sagst Du, ich hätte Dienst!“

Bursche: „Zu Befehl, Herr Leutnant!“

Befuch: „Herr Leutnant zu Hause?“

Bursche: „Herr Leutnant haben Dienst!“

Befuch: „Aber ich muß Herrn Leutnant unbedingt in einer wichtigen Sache folgen sprechen!“

Bursche: „Hm, na, da will ich mal nachsehen, vielleicht macht Herr Leutnant gerade „Nüßt euch!“